

Zeitschrift: Verhandlungen des Schweizerischen Armenerziehervereins
Herausgeber: Schweizerischer Armenerzieherverein
Band: 35 (1917)

Artikel: Unsere eigenen Kinder : Referat des Herrn Vorstehers Hermann Bührer, Pestalozzistiftung Schlieren
Autor: Bührer, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unsere eigenen Kinder.

Referat des Herrn Vorstehers Hermann Bühler,
Pestalozzistiftung Schlieren.

Liebe Gäste am bündnerischen Armenerziehertag!

Meine schlichte Arbeit über obiges Thema war eigentlich, wenn es jetzt auch laut Programm etwas anders herausgekommen ist, gedacht als geistiger Dessert nach einem reich gedeckten Tisch langer Verhandlungen. Ich sagte mir, daß ein guter Nachtisch ein ganzes Diner herauszureißen im Stande sei, ein schlechter hingegen den Effekt eines guten Essens zu beeinträchtigen vermöge. Erwartet man vom Entrée eine rezent-anregende Wirkung auf den Appetit, so ist die Nachspeise meistens auf süß gestimmt. Erwarten Sie aber ja nicht eine allzu süße Platte. Der Zucker ist rar. Sacharin mag ich nicht bieten. Mein Thema schaut mehr wie Räbikäse als wie Honigtörtchen aus. Sollte es also nicht jedem Gaumen munden, so möchte ich daran erinnern, daß man gemäß unseren Tischsitten einen Dessert, ohne Anstoß zu erregen, unberührt stehen lassen darf. Man darf schließlich auch da und dort nur eine Rosine herausklauben oder an einer bitteren Mandel knabbern. Was übrigens ein rechter Anstaltsmagen ist, der schluckt unwählerisch alles.

Herr Kollege Holbro sollte eigentlich über mein Thema referieren. Ihn bewegt vor allem unsere Frage; ihm liegt die Frage über die eigenen Kinder schwer auf dem Magen. Der Vorstand hätte ihm auch gern diese Materie überbunden. Aber die von ihm geforderte Erwägungszeit von zehn Jahren schien etwas umfangreich. Dann tun manchem von uns die Zähne nicht mehr weh. So wurde dem Sprechenden die Aufgabe mit Lieferfrist auf Abruf überbunden.

Drei Wochen hat er vor zwei Jahren im Feriengenuß in Alpnach zugebracht, im Lande Heinrich Federers, dem Mann mit der Feder. Er ruft, wie es dieser auch etwa tut, Pilatus und Stanserhorn zu Zeugen an, daß er mit Kummer dem Thema obgelegen sei und versucht habe, Kollege Holbros Nuß zu knacken. Es hat ordentlich geknirscht zwischen den Zähnen. „Die eigenen Kinder!“ . . . Ist uns nicht allen zu Mut, als berühren wir damit eine heikle Sache, einen wunden Punkt in unserem Anstaltsleben, eine ungelöste oder schlecht gelöste Frage, einen fatalen Konstruktionsfehler im inneren Aufbau der Anstalt, einem oft recht unerquicklichen, zu vielen Störungen Anlaß gebenden Umstand, den man auszumerzen sich bestreben, den man endgültig beseitigen sollte. Wenn man nur nicht schon auf alle erdenkliche Weise probiert hätte, die Sache ins Blei zu bringen. Man wird sich immer wieder mit einem Kompromiß begnügen müssen, solange nicht ein Paragraph des Anstaltsbetriebes lautet: „Es werden nur kinderlose Anstaltseltern eingestellt.“ Ist vielleicht das kinderlose Ehepaar der einzig richtige Anstaltstypus, der Idealtypus? Doch davon später.

Vorläufig stellen wir uns vor die wichtige Frage: Dürfen zwei nicht gleich zu erziehende und zu behandelnde Kinder in ein und demselben Haushalt sein? Tut zweierlei Erziehung unter einem Dach gut? Geht die Erziehung eigener Kinder Hand in Hand mit der Erziehung von Anstaltskindern? Da ist gewiß manch reger Geist mit der Zwischenfrage bereit: Ist es nötig, in der Erziehung beider Gruppen Unterschiede zu machen? In guten Treuen wird der eine oder die eine von uns mit ja, der andere oder die andere mit nein antworten. Einer wird sagen: Kinder sind in jedem Fall Kinder; der andere wird sprechen: Kinder und Kinder sind zweierlei. Ein anderer wird bemerken, daß in Hauptsachen die eigenen und die Anstaltskinder nach gleichen Prinzipien erzogen werden müßten und nur in nebensächlichen Dingen Unterschiede gemacht werden dürften. Ist die Situation von uns Anstaltseltern mit eigenen Kindern nicht ähnlich jener, wo in einer Privatfamilie zweierlei Kinder sind, sogen. Stiefkinder und rechte Kinder? Da wären natürlich, wenn wir das Bild festhalten wollten, unsere eigenen Kinder die rechten und die Anstaltskinder die Stiefkinder. Oder ist es bei näherer Prüfung am Ende so, daß

die eigenen die stiefmütterlich behandelten sind, und nicht die vielfach so unendlich bedauerten und in Schutz genommenen Anstaltskinder?

Wohl oder übel ist es unseren eigenen Kindern vorbestimmt, ihre Jugend in einer Anstalt zu verleben. Man hat sie nicht gefragt. Werden sie später mit dem Ausdruck der Dankbarkeit oder aber dem des Unmutes sich an ihre im Anstaltsbetrieb zugebrachte Jugendzeit zurück-erinnern? Werden sie später voll Bitterkeit sagen: Warum hat mir das Schicksal das angetan? Oder werden sie freudig rufen: Welches Glück! Ich habe in einer Erziehungsanstalt aufwachsen dürfen! Jedenfalls sind wir darüber einig, daß das Anstaltsleben keine Ursache werden darf, daß unsere Kinder, unser höchster Schatz, den wir besitzen, über eine verpfuschte Jugend klagen müssen. Wir möchten sie unter keinen Umständen später trauern hören: Papa, warum hast du mich in einer Anstalt erzogen? Es ist uns alles daran gelegen, daß sie einst sagen sollten: Ich hatte das große Glück, in einer Erziehungsanstalt aufzuwachsen. Wenn wir uns im Innersten bemühen, unsere eigenen Kinder auf das Beste zu erziehen, wie könnte es anders sein, als daß wir ohne weiteres auch die Anstaltskinder ebenso trefflich erziehen werden.

Die eigenen Kinder sind der Vererbungslehre und den Sprichwörtern zufolge der Abklatsch unseres eigenen Ichs, unser mehr oder weniger proportionales oder verzerrtes Spiegelbild. Unser Bub ist tatsächlich schon etwas vom Hausvater, das Töchterlein ein gut Stück Hausmutter, wenn es ihm gewisse schadenfrohe Zungen auch nur spöttisch nachreden. Sollen wir diesen natürlichen Zustand der Dinge stören? Ist das ein Wasserschoß zum eiligen Ausschneiden? Dürfen uns die „Eigenen“ nicht etwas weiter vorne stehen, und ist es recht, sie nicht ganz in allem zu halten, wie die Kinder, die aus dem trüben Lebensstrom herausgerissen und in unsere Anstalt getragen worden sind? Ich sage ja. Sie verlangen von uns Eltern einen Extra-Maßstab und nicht die Anstaltselle. Sieh dir dort jenen nach Hause pilgernden Lehrer an. Der Kinderschwarm hat die Schulstube verlassen. Mit dem Schlüssel im Sack strebt er ins eigene Heim. Auf der Straße rennt ihm sein Kindlein entgegen, Fleisch von seinem Fleisch. Er wird ihm einen Schulmeisterblick zuwerfen und weiterschreiten. O nein!

Voll Jubel drückt er das liebe Ding in seine Arme und herzt und liebkost es vor aller Öffentlichkeit. Wie ist er doch so parteiisch. Drin im Schulzimmer war er doch nicht so überschwenglich. Und dennoch finden wir keine Parteilichkeit, sondern lauter Natürlichkeit in seinem Benehmen. Unsere Kinder wollen einfach ein besonderer Teil der Anstaltsmaschine sein. Sogar in Kleidung und Tischrechten wollen sie sich von anderen Anstaltsgruppen unterscheiden. Gewiß wird es Fälle geben, wo das Maß dieser Rechte von unseren Kindern überschritten wird. Selbstverständlich wird ein Machtspruch unsererseits die Entgleisung regulieren. Affenliebe, welche die schlimmsten Folgen nach sich zöge, wäre es, wenn wir blind jedes Gebaren unserer Kinder sanktionierten. Wer weiß, wie bald sich Kinder ihre Wichtigkeit merken, wie gern sie sich huldigen lassen, wie gern sie regieren, befehlen, schimpfen, verachten, belohnen und strafen, kurz Erzieherlis spielen wollen, der wird sich hüten, diesen Anlagen zu viel Spielraum einzuräumen. Die eigenen Kinder, das ist klar, sollen nicht nur als Vorzugskinder mit besonderen Rechten, sondern um ihrer Stellung willen mit einem ganz gehörigen Pflichtenheft ausgerüstet werden. Das eigene Kind muß merken, daß es so wenig als ein anderes seine Eigenart schrankenlos ausleben darf, sondern sie durch Selbstzucht, durch Politur, durch Umformen und Umlernen veredeln lassen muß.

Es ist durchaus wahr, daß unsere eigenen Kinder im Anstaltsbetrieb manchen Vorzug voraus haben. Die Eigenen müssen manche geringe Arbeit nicht tun, die wir den Anstaltskindern zumuten, wobei die Unsern dann leicht den Eindruck erhalten, daß sie zu solchen Zwecken zu gut seien. Die Anstaltskinder müssen um Audienz bitten, wenn sie zu uns wollen, die Eigenen haben freien Zugang. Die Anstaltskinder betrachten wir auf objektive Weise, die Eigenen auf subjektive Art. Die Gefahr der Objektivität ist die allzu große Nüchternheit, die der Subjektivität die allzu große Gefühlsäußerung. Unsere Kinder stehen nicht ein zur Arbeitsverteilung; sie gucken höchstens seelenvergnügt zu. Sie helfen nicht mit im Stall. Ihnen läutet die Anstaltsglocke nicht mit Unerbittlichkeit. Sie unterstehen nicht der streng geregelten Anstaltsordnung. Die Anstaltskinder verabschieden wir beim Austritt unter der Haustüre mit besten Wünschen. Die Eigenen begleiten wir ein Stück

weit und winken ihnen nach mit dem Taschentuch und einer Träne im Auge. Bei den Anstaltskindern richten wir gern nach alttestamentlichem Gesetz; bei den eigenen Kindern halten wir Gericht nach dem Evangelium. Aber ebenso wahr ist es auch, daß spezifische Anstaltsgefahren unseren Kindern drohen. Just oft die Vorzüge bergen in ihrem Innern eine Gefahr, und wenn das Sprichwort Pfarrerskinder als gefährdet hinstellen will, weil sie es zu gut hätten: „Pfarrers-Chind und Müllers-Chüe fehled gern und grotet nie“, so könnte man letzten Falls den Spruch auch auf Kinder von Anstaltseltern anwenden (selbstverständlich sind allfällig anwesende Kinder von Anstaltseltern ausgeschlossen). Man hört auch nicht selten klagen, die Hauseltern nähmen sich für alles mögliche im Anstaltsbetrieb Zeit, nur nicht für ihre eigenen Kinder. Gelt, lieber Kollege, das sitzt. Das ist ein Schuß ins Blatt! Da geben wir uns alle schuldig. Es kommt jemand in unser Bureau. Es ist zum Glück nichts Amtliches. Es ist „nur“ unser eigenes Kind. „Gang use, i ha gwüß nid der Zit,“ heißt es. Das Kind verlangt aber unerbittlich seine tägliche Portion Papa und Mama, und wenn wir sie ihm nicht geben und es vergessen, dann kommt es und fragt und fragt drauf los und läßt nicht lugg, zerrt an uns herum und plagt uns, bis ihm sein Elterntribut wird. Wir lassen uns von den Anstaltsgeschäften oft so ganz absorbieren, daß kein Plätzchen mehr bleibt für die, die uns zunächst am Herzen stehen sollten. Wir kümmern uns beispielsweise krankhaft darum, wo und wie sich die einzelnen Zöglinge in den Freistunden aufhalten, und rennen um ihretwillen in jeden verschwiegenen Winkel des Hauses. Aber wo gleichzeitig die eigenen Sprößlinge sich tummeln, macht uns merkwürdigerweise nicht halb so viel zu schaffen. Das sind ja zum vornherein so brave Schäflein, daß böse Streiche, à la Max und Moritz, ausgeschlossen sind. Allenfalls die Hausmutter, die so wie so allwissend sein muß, mag merken, wo sie stecken. Aber einem gehetzten Hausvater wird man diese Privatbürde nicht noch aufhalsen wollen. Er soll überhaupt nicht immer in Vorsehung machen wollen. Man sagt es ja nicht direkt so; aber im Denken und Handeln kommt es darauf hinaus, daß oft die eigenen die Stiefkinder, die Verkürzten sind, bis dann auf einmal Überraschungen unser warten und das eigene Blut mit Gewalt von uns fordert, was wir ihm freiwillig nicht schenken

wollen, unsere Pflege, unsere Aufmerksamkeit. Wir meinen Heroen zu sein, wenn wir allem voran auf dem Anstaltswagen kutschieren, daß die Funken stieben, und setzen keck voraus, daß hinterdrein im Beiwagen geräuschlos und sorgenlos die Zucht unserer Kinder vor sich gehe. Ja, rufen wir es uns recht eindringlich ins Herz: Die Überwachung der Erziehung unserer eigenen Kinder sei nicht die kleinste unserer Lebensaufgaben!

Oder sollten am Ende die kinderlosen Anstaltseltern als die glücklicheren zu preisen und vorzuziehen sein? Es soll ja Leute geben, die es für ein Unglück halten, wenn Anstaltseltern Kindersegen haben und eigene Kinder als Überbein ansehen. Jene Sorte möchte fast eine Verbottafel für Adebar hinstellen, oder dann soll dafür gesorgt werden, daß diese unnützen Schosse schleunig vom edlen Anstaltsbaum entfernt und außerhalb der Anstalt in besonderen Triebbeeten gezogen werden. Oder man straft derartige renitente Hauseltern und bekundet sein Mißfallen insofern, als man sie für solche freche, in die Anstaltswelt wie Maikäfer einfallende, junge Weltbürger ordentlich Kostgeld zahlen läßt. Doch stehen solche enge Ansichten zum Glück nur vereinzelt da. Die Mehrzahl hält doch die eigenen Kinder nicht für ein absolutes Anstaltsunglück. Haben wir überhaupt nicht mehr als einen Grund, der es wünschenswert erscheinen läßt, daß die Hauseltern eigene Kinder besitzen? Der bernische Sonntagsschulonkel, Herr C. Fankhauser, schreibt mit flotter Ironie: „Familienväter reden nicht gern über Erziehung. Da fahren die Unverheirateten und die kinderlosen Eheleute meist viel kühner zu. Sie wissen so gut Bescheid, wie man's machen und besonders, wie man's nicht machen muß, daß man oft ganz irre werden möchte an der Weltordnung und den Eindruck bekommen könnte, der liebe Gott habe just gerade den Unrechten Kinder beschieden.“ Soweit Redaktor Fankhauser.

Eltern mit eigenen Kindern werden also nicht kühn in ihren Forderungen. Sie lernen die Meisterschaft in der Beschränkung. Sie lernen den Segen des Kleinbleibens. Geht nicht mancher, sonst recht denkenden, aber vielleicht etwas barschen Hausmutter das mütterliche Herz erst recht auf, auch für fremde Kinder, wenn sie erst einmal einen eigenen Liebling hat ans Herz drücken dürfen! Am eigenen Kind lernt sie die spezifischen Fehler der Jugend gerechter und

milder beurteilen. Der Besitz eines eigenen Kindes bringt einen solchen Gärungsprozeß in ihrem Gemüt zu Stande, daß manche Herbe des Wesens einschmilzt. Dann begreift sie es an den Anstaltsrängen besser, daß sie überall herumklettern müssen, einem inneren Drang gehorchend, wenn sie selber ein paar ordentliche Klettergeißen hat. Selbst die Naschsucht und die Zerstörungssucht zeigen sich ihr in milderem Licht, seit sie darüber an naheliegender Quelle hat Studien machen können. Daß die Jugend eine ganz besondere Welt ist und hat, daß das Kind ganz anders denkt, urteilt und wählt als das Alter, diese Beobachtungen sind den Hauseltern theoretisch wohl bekannt gewesen, aber als Erlebnis erst recht zu eigen geworden, seit ihr eigen Kind und das Wohl um dasselbe die Seele der Eltern auf das Tiefste bewegt hat. Ich möchte das bekannte Dichterwort für unsere beiderlei Kinder ummodelln und so sagen: Willst du die Deinen versteh'n, sieh, wie die andern es treiben. Willst du die andern versteh'n, blick in dein eigenes Zelt!

Gott gibt uns Anstaltseltern eigene Kinder, damit wir mit erhöhtem Interesse die Kindesseele studieren und nicht überstreng werden gegen kindliche Unarten. Unser Herz muß erst an eigenen und dann an fremden Kindern lernen in Liebe brechen. Die Liebe muß uns so weit treiben, daß wir, ohne uns etwas zu vergeben, lernen, an Stelle von hartem Recht und bitterem Gesetz die Gnade mit ihren bessernden Begleiterscheinungen zu setzen. An den Anstaltskindern sollen wir Hauseltern für unsere eigenen Kinder merken, wie weit die Gerechtigkeit in ihrer Strenge gehen soll, und an den eigenen Kindern sollen wir Hauseltern für die Anstaltskinder merken, wie weit das Erbarmen gehen darf. An den uns ans Herz gewachsenen eigenen Kindern sollen wir lernen, wie viel Geduld und Nachsicht wir gegen die uns weniger ans Herz gewachsenen Anstaltskinder üben sollen.

Und wenn nun einmal unsere Kinder in der Anstalt Gefahren aller Art ausgesetzt sind, dann laßt uns denselben, so viel in unseren Kräften steht, entgegentreten. Oder wollen wir deswegen ganz auf das Anstaltsleben verzichten? Tatsache ist, daß die Bosheiten der Zöglinge stark auf unsere Kinder abfärben. Ab und zu mag es auch umgekehrt sein. Aber wir haben doch vielfach in unseren

Anstalten eine Ansammlung von Herzensroheit, in Wort und Tat zu Tage tretend, wie ein schmutziger Quell, daß es zum Erschrecken ist. Den Quell können wir nicht verstopfen. Er fließt oberflächlich, unseren Kindern, für die wir doch beten, „daß Gott sie erhalte so rein, so schön, so hold,“ Gelegenheit bietend, sich zu verunreinigen. Die unglaubliche Verlogenheit unserer Zöglinge, die je länger, je ärger wird, der schamlose Umgangston, die unsittlichen Reden und Handlungen erwecken schwere Angst wegen Ansteckung. Der unsaubere Mund unserer eigenen Lieben ist uns Beweis dafür, daß sie vom Schlammwasser getrunken haben. Geberden und Ausdrücke unserer Kinder sind oft nicht den besten, sondern den schlimmsten unserer Zöglinge abgelauscht. Welcher Anstaltsvorsteher könnte nicht von derlei mißlichen Beobachtungen ein Trauerlied singen! Wenn wir superklugen Erzieher wissen, wie intensiv auf den Charakter die Umgebung einwirkt, oft ganz entscheidend, wieso nehmen wir, angesichts dieser Tatsache, noch den Mut her, unser Kind in eine erwiesenermaßen verpestete Luft hinein zu stellen? Verkaufen wir da nicht das eigene Kind, von welchem wir dann gelegentlich doch wieder mit Pathos ausrufen, das Beste sei nur gut genug für dasselbe? Da müssen wir aber in Erwägung ziehen, daß es eben auf der ganzen Welt keine bazillenreine, keimfreie, gesiebte Luft gibt, als in Regensdorf, wohin wir unsere Lieben doch auch nicht wünschen, lieber noch ins Pfefferland. Ansteckung findet sich überall, auf der Gasse, in der Schule, selbst im Heiligtum der Kirche. Da gilt es halt, in der kritischen Lage, in welcher wir uns mit unseren Kindern befinden, sich der bewahrenden Gnade des himmlischen Hirten und Erziehers täglich anzubefehlen, ihm unsere gefährdeten Lieblinge anheimzustellen und sie mit einer Waberlohe von Fürbitte zu umgeben. Gottes allmächtiger Schutz ist die beste Schutzimpfung. Wo unser Wirken nicht mehr hinreicht, fängt er an. Gottes Schutzengel hat zwar in einer Anstalt, wo immer das zweite Wort — kaput — heißt, unsäglich viel zu tun. Er hat mehr als zehnstündigen Arbeitstag und muß oft Überstunden machen. Beginnt seine Arbeit am Kinde nicht schon, wenn auf einer seiner nächtlichen Touren der Storch auf leisen Schwingen naht und in der Anstalt eine Kleinigkeit im Auftrag abzugeben hat! Am Morgen will alles den jüngsten Zögling sehen und ihm Schokolade,

Klüren und Knöpfe in den Mund stecken. Wenn auch an Mägdlein zum Hüten kein Mangel ist, so darf die Hausmutter aus der Zahl der Hilfskräfte doch nicht einen zu scharfen Schluß auf besondere sorgfältige Behütung ziehen. Viele Köche verderben den Brei, und der Schutzengel muß doch das meiste tun, wenn es nicht ganz schief gehen soll. Und Mama muß den Kleinen weggeben. Anstaltspflicht, jeden Morgen neu auftauchend, ruft. Indes sitzt ihr kleiner Wicht jauchzend auf dem Heuwagen. Schutzengel, aber bitte! Unter Lachen und Weinen patscht uns der Schelm in sämtliche Löcher und Gruben der Umgebung. Jetzt geht es ahnungslos unter den Beinen des Pferdes mit der kitzligen Haut durch. Schutzengel, komm! Oder dann hat sich klein Schlingel, weiß der Kuckuck wie, mit der Sichel in der Hand auf den großen Zugstier gesetzt. „Ein Wunder war's, daß ihr entkommen.“ Dann kommen die Schuljahre. Der vielgeschmähte Schulweg könnte ausgeschaltet werden, wenn unser Kind in den Anstaltsräumen zur Schule ginge. Und doch kann sich der Hausvater nicht so leicht dazu entschließen. Ist doch meistens die Anstaltsschule der Sammelplatz von trägen, schulmüden Schülern, die nie zum Ansporn werden können für Strebsame. Dieses Sammel-surium von Schwachsinn, Schulschwänzerei, Psychopathie animiert nicht zum Mitmachen. Das eigene Kind wird unter diesen Umständen doch besser unter seinesgleichen in der öffentlichen Schule aufgehoben sein. Durch diese Maßnahme prägen wir der Anstaltsschule nicht den Stempel der Minderwertigkeit auf, sondern wahren ihr nur ihre Eigenart als Spezialschule. Zudem haben wir Anstaltsväter ja meistens die Schulzügel nicht selber in Händen, und könnte somit unser Kind den Unterricht doch nicht durch den eigenen Vater empfangen.

Warum wollen wir uns eigentlich scheuen und nur so hinten herum unser Kind lieb haben, in heimlicher Liebe, von der niemand nichts weiß? Stellen wir uns nur ungeniert auf die Seite unserer eigenen Kinder. Andere machen es auch so. Wir werden doch so wie so zu ihrer Partei gezählt. Ist es ein Verbrechen, wenn in aller Natürlichkeit unsere Hausmutter ohne weiteres gesteht: Meine eigenen Kinder sind mir doch noch zehnmal lieber und gehen mir weit vor den Anstaltskindern? Oder darf man das nicht laut sagen? Darf man nicht laut denken? Unnatürlich wäre

es, wenn es anders wäre. Dann hätten also unsere eigenen Kinder in der Anstalt den Himmel auf Erden. Sie würden pfeifen, wie die Vögel im Hanfsamen. Gemach, gemacht! So sorgenfrei leben sie nicht. Oft sogar haben sie einen schweren Stand infolge der Eigenart der Anstalt. Besonders dann, wenn kritische Tage an der Kehre sind, die niemand gefallen als dem Teufel, die Tage der Uneinigkeit, die Tage des Mißmutes, die Tage des Haders und der Ohrflüstereien. Da sind es nicht selten unsere Kinder, welche die Zeche des Tages bezahlen müssen. Da blutet oft das Kindesherz, das ohnmächtig mit verhaltenem Atem zusehen muß. Da wird es von manchem giftigen Hieb und Stich und Blick getroffen, der uns gilt. „Man schlägt den Sack und meint den Esel.“ Kinder sind Angriffsobjekte, wo empfindlich spürbare Schläge verabreicht werden können. Und wie viel haben unsere Kinder durch den Neid der Zöglinge auszustehen! Vielmal suchen unsere Eigenen auf ihren Wunsch Gleichstellung mit den Anstaltskindern, um ja um die tödlich verletzende Klippe des Neides herumzukommen. Da wird an den Unsrigen jedes Gewand, jeder Bündel, jeder Hut vermerkt, jedwede Vergünstigung, wenn sie uns noch so selbstverständlich erscheint. Sicher tut das einer zart fühlenden Kinderpsyche nicht gut, wenn sie fortgesetzt hämische Bemerkungen schlucken muß.

Ist es denn unter keinen Umständen möglich, beiden Teilen gerecht zu werden? Geht es wirklich nicht an, Vater zu sein über alles, was Kinder heißt? Ist doch geteilte Freude doppelte Freude. Sollte nicht entsprechend der Freude auch die Liebe sich multiplizieren lassen? Ja, an die Liebe appellieren wir. Sie muß der Kitt werden, der divergierende Interessen bindet und die Doppelerziehung unter einem Dach fertig bringt. Eine solche weitgespannte Liebe von Hauseltern kann das Wunder bewirken, kann das eine tun und das andere nicht lassen. Die Liebe von oben findet auch durch Gestrüpp den Weg, beiden Teilen in Gerechtigkeit zu dienen. Die Liebe, wie sie der Wanderprediger aus Nazareth gelehrt und geübt hat, ist des Gesetzes Erfüllung. Ohne solche Liebe wäre unsere Anstaltsaufgabe zu schwer. Wir wollten „nit in dem Ding sin“. Die Liebe, die alles vollbringt, ist im Stande, die zweierlei Interessen unter einen Hut zu bringen.

Es hindert uns durchaus nichts, uns fest auf die Seite unserer Kinder zu stellen. Wer anders soll uns denn einst die Augen zudrücken und die edle Kindesträne ob unserem Grabe weinen? Sie sind unser höchstes Erdengut, unser Anstaltstrost in trüben Kummertagen, unsere Hoffnung für die alten Tage. Da lassen wir nicht daran rütteln und nörgeln. Es soll uns gehen wie jener Frau, welche mir sagte: „Ich muß oft weinen darob, daß ich so liebe Kinder habe.“ Niemand darf uns vor diesem höchsten Lebensglück stehen, kein Anstaltsreglement. Das ist unser Glücks- und Paradiesgärtlein, in das wir nicht einmal gern jeden schauen lassen. Mein Kind, mein Ein und Alles! Versuchs einer und sprengte Vater- und Mutterliebe. Er wird auf Urgewalten stoßen. Auch ich kann mir nicht darüber weghelfen: Das eigene Kind ist mein erstes, schönstes und bestes Lebensproblem. Der geneigte Hörer fängt an zu merken, daß sein Referent offensichtlich Partei für seine eigenen Kinder nimmt, und denkt sich, da hätte ein tüchtiger Korreferent hingehört, einer aus dem Kontingent der Hagestolzen, der dem Verblendeten ordentlich die Decke von den Augen gerissen und den unheilbar Vernarrten auf den nüchternen Boden gestellt hätte.

Aber nur langsam! Wer seine Kinder nach dem Naturrecht ins Heiligtum seines Lebenstempels stellt, der hat auch noch einen Vorhof der Liebe für Verschupfte und Verdingkinder. Wir müßten uns ja des Heilandes schämen, wenn er spricht: „Wer eines dieser Geringsten aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ Gerade, weil er es konnte, können und wollen wir es auch, andere lieben, so wie Gott und die Armenpflege sie uns gab und jegliches lassen gewähren. Weil der Meister Gerber es tut, greift der Lehrling auch schmutzige Tierhäute an. Er sieht mehr auf den edlen Meister als auf die unedle Arbeit.

Wenn Klugheit und Vorsicht uns leiten, werden wir allerdings in unseren Liebeserweisungen und Zärtlichkeiten unseren eigenen Kindern gegenüber Takt beweisen, damit nicht die andern, denen wir nicht so viel von Natur sein können, sich verletzt fühlen. Unsere Gefühlsäußerungen unseren Privatkindern gegenüber sollen auch privaten Charakter tragen und mehr an reserviertem Ort ausgeübt werden. Intimitäten gehören überhaupt nicht an die Landstraße. Und sollten uns unsere Zöglinge einmal ob einer Zärtlichkeit

ertappen, so dumm sind sie nicht, daß sie nicht merkten, daß wir so nicht zu ihnen sein können. Am Besuchssonntag merken sie auch ohne weitere Belehrung, daß für sie die eigene Mutter doch die intimste Person unter allen Besuchern ist, der man vieles sagt, das man andern nicht sagt. Nur sie bringt das Päckli. Wehe ihr, wenn sie die Schokolade einem andern als ihrem Filius gäbe!

Daß zwischen Vorstehers-Kindern und ihnen eine Kluft besteht, das fühlen unsere Zöglinge ohne weiteres heraus. Sie dürfen sich in mancher Beziehung nicht so viel erlauben, wie jene. So fangen sie an, wenn sie es nicht schon früher getan haben, über soziale Unterschiede nachzusinnen. Ist das schlimm? Muß auf unserer höckerigen Erde diese Erkenntnis nicht einmal kommen? Und die Jugend findet sich ja noch am ehesten mit den Lebensunterschieden ab und pfeift etwa einmal darauf. Was schadet es den Kindern, wenn sie die große Tatsache erleben, daß die menschlichen Lagen ungleich sind! Nachher kommt diese Erfahrung nur noch in verstärktem Maße über sie. Aber seien wir anderseits auf der Hut und schaffen wir nicht unnötige Unterschiede, unnatürliche Ungleichheiten, halten wir schlangenklaues Maß! Dieses weise Maßhalten im Markieren der Unterschiede zwischen den beiden Interessengruppen, dieses sorgfältige Einhalten einer goldenen Mittellinie ist Sache des Erziehers. Weder von unseren eigenen Kindern, noch weniger von den Anstaltskindern läßt sich verlangen, daß sie merken, wie viel es leiden mag. Da muß die Autorität des Hausvaters das Rechte diktieren. Schließlich müssen auch unsere eigenen Kinder als die bevorzugten sich bemühen, ein gutes Verhältnis mit ihren Kameraden anzubahnen. Oder wollen wir sie ganz der Gemeinschaft mit den Zöglingen entziehen? Wollen wir ihnen zum vorneherein allen Verkehr mit jenen verbieten? Dann müssen wir sie halt auf unserer Stube erziehen. Dann wird es ihnen klar, daß sie etwas Besonderes sind, daß sie moralisch hoch über den andern stehen, daß sie aus besserem Teig sind und es von den andern Kindern als eine Gnade angesehen werden muß, wenn sie sich je einmal zu ihnen herablassen. So erziehen wir dann das gnädige Schloßfräulein, den kecken Schloßjunker, der gelegentlich über die Schnur hauen darf, bei dessen Streichen man lacht. Unsere Kinder dürfen nicht Hans oben im Dorf spielen.

Sie sollten doch von Rechts wegen ihren Altersgenossen Musterkinder sein, in allem Guten voran, eine Elite des Wahren, Guten und Schönen. Wenn unsere eigenen Kinder unseres Hauses Garten sind mit Zaun drum und die Kinder der Anstalt das freie Feld darum herum, dann sorgen wir dafür, daß wir in unserem eingezäunten Herzensgarten nicht bloß Zierstengel pflegen und das offene Feld mit seinen Früchten den gehegten Garten beschäme.

Was machen wir auch mit unsern erwachsenen Kindern? Tut es uns nicht leid für sie, wenn ihnen in den ersten Lebensjahren allgemach aufdämmert: Dies Haus ist nicht dein Heim für alle Zeit. Wie schmerzt es uns, wenn einmal unser kleiner Liebling erregt vom Spiel der Gasse weg- und straks auf uns zuzuspringen kommt mit der herzandringlichen Frage: Ist es wahr, daß das nicht dein Haus sei, das nicht dein Garten, die Buben sagen's, alles das gehöre nicht dir, sondern dem „Gummittee“. Und wir müssen ehrlich bestätigen: Nein, wir sind nicht Eigentümer. O, wie sinkt da in unseres Buben Herz die Meinung von Papas Allmacht. Da haben sie über Nacht die Grenzen unserer Herrschaft entdeckt, von der sie einen universalen Begriff hatten. Und haben sich just noch so energisch bei den besserwissenden Anstaltskindern für unser Besitzrecht und für unsere Ehre ins Zeug gelegt. Lächerlich, einem die Katze den Buckel hinaufjagen zu wollen mit der Behauptung, Papa sei nicht oberster Herr und Besitzer. Gleich wird unser Junge wieder bei seinen Genossen sein und mit Pathos Vaters Ausspruch über sein Alleinbesitzrecht verkünden. Das wird Eindruck machen. Nun diese Schlappe! Die Aussage der Andern stimmt. Wie das schmerzt, so zurücklesen zu müssen, den Kürzeren gezogen zu haben. Man bleibt hübsch dem Widerpart eine Weile fern. Seine strahlenden Augen wären nicht zum Aushalten. Je nun, der Schmerz wird überwunden, allerdings unter Einbuße von Vaters Allmachtsgloriole. Fortan fragt Filius seinen Erzeuger oft ängstlich: Ja, darfst du das? Wer ist Meister über diese und jene Sache? Darf dich niemand fortjagen von der und jener Stelle? Gehört das Geld in der Kasse dir? Und andere peinliche Fragen.

Unsere Großen müssen noch mehr als so viel verwinden lernen. Bald bricht sich die trübe Tatsache durch: In der Anstalt kann ich nicht für immer bleiben, wie beispiels-

weise des Nachbars Sohn als Landwirt seinem Vater nachfolgen wird. Wir wissen nicht, wie lange wir noch da sein werden. Das Haus ist nicht unser Heim für immer. Einmal heits wie im Grablied: „Wohlan, hinaus! Zum Bleiben war nicht dieses Haus!“ Da hebt ein phantastisches Plneschmieden an bei den Kindskpfen. Der besorgte Blick schweift in die Fremde, an die fremde Stube und den fremden Tisch. Aber nicht von ungefähr machen wir diese inneren Nte und Kämpfe mit unserem Kinde durch. Der junge Lebenskünstler fängt an, etwas zu merken und es dämmert ihm langsam: So, wie es dir jetzt zu Mut ist, mag auch der austretende Zögling fühlen, wenn er von der Anstalt, die ihm lieb geworden ist, weg muß. So ist dem Zögling zu Mut, nicht nur deinem Kind, lernen wir Große auch begreifen. Und wenn die Austretenden inskünftig wunderlich sind, ungehobelt und unberechenbar, dann läßt uns die Erfahrung mit unserem Kind ihr Wesen etwas eher begreifen. Unseres Kindes Not läßt uns aufmerken auf unserer Zöglinge Not.

Soll ich noch von der Pein, von den Seelenqualen, vom inneren Zwiespalt reden, wenn der Anstaltserzieher selbst ungeratene Kinder hat, wenn die Zöglinge ihm innerlich zurufen: Wische vor der eigenen Türe! Welche Beschämung muß solche Hauseltern beschleichen, die selber einen verlorenen Sohn ihr eigen nennen! Und dieser Fall vom ungeratenen Sohn ist kein künstlich konstruiertes Beispiel; er ist leider nicht selten Tatsache. Was muß so ein Vater-, so ein Mutterherz bewegen! Und doch dürfte sich auch in diesem Falle bei richtiger Herzensstellung ein „Segen des Bösen“ einstellen.

Lat mich lieber von der Herrlichkeit, vom Segen reden, wenn Gott uns geratene Kinder schenkt. Das sind dann unsere natürlichen Stützen, wenn unsere Kräfte mit den Jahren — ach, wie bald ist man alt! — auf den Nidsigent zu stehen kommen. Das ist die natürliche Compensation. Wie wohl geborgen fühlen sich grau gewordene Anstaltseltern, wenn die Augen ihrer Kinder für die ihrigen nachschauen. Dreimal hochbeglckte Anstalt, wo der Geist, mit welchem wir die Anstalt durchdringen möchten, sich in unseren Kindern vervielfacht und reflektiert!

Aber du Elternpaar, welches das Glück, eigene Kinder zu besitzen, nicht hast kennen lernen dürfen, was darf

ich dir Tröstliches auf den Heimweg mitgeben? Tröstest du dich damit, daß wir mit Kindern ausgestaffierten Eltern ordentlich mit ihnen geschoren und du also ungeschoren seiest? Es wäre ein leidiger Trost. Aber denke an jenen großen Tag der Abrechnung, wo auch ihr eine Kinderschar vor Gottes Thron führen und ihr dann sprechen werdet: Siehe uns hier, Herr, und die Kinder, die du uns gegeben hast. Haben wir Hauseltern mit eigenen Kindern dann einen Vorteil, oder vermietet der himmlische Hausmeister auch lieber an Leute ohne Kinder? Mit Kindern kann man Himmel und Hölle verdienen, mit den eigenen so gut wie mit fremden, und wenn sie klagend gegen uns auftreten, macht die Differenz wenig aus, ob es die eigenen sind oder fremde. Denken wir recht oft an die Verantwortung unseren Kindern gegenüber. Die Aufgabe ist übergroß.

Da steht so ein kinderloses Ehepaar vor dem Richter der Welt und antwortet auf die Frage nach Kindern mit einem wehmütigen: Leider keine! Der Richter schaut zur Seite und spricht: Wem gehört denn jenes Kind dort, dessen Eltern ihm zeitlebens nie nachgefragt haben? Ihr habt es doch aufgenommen unter euer Dach. Ihr habt es gelehrt die Hände falten. Ihr habt es gespeist und unterrichtet und habt ob seinem Krankenbett gewacht. Es war gefangen im Bösen. Ihr habt ihm den Weg zur Erlösung gezeigt. Ihr habt ihm geholfen, die einschnürenden Stricke zu zerschneiden. Wer anders als ihr seid seine Eltern; es ist euer Kind. Und was ihr ihm getan, es ist mir getan. So, liebes kinderloses Ehepaar, werden dir Kinder geboren wie der Tau aus der Morgenröte, und du Jungfrau hast so mehr Kinder als, die den Mann hat. Nach meiner Ansicht müßten alle kinderlosen Ehen in der Schweiz von Gesetzes wegen zur Kindererziehung herangezogen werden.

Noch ein Wort den Anstaltseltern mit eigenen Kindern:
Szene vor dem Himmelstor:

Himmelstorwart: Bitte eintreten! Leute mit Kindern haben den Vortritt. Sie dort, lieber Hausvater, welche Kinder gehören zu Ihrer Gesellschaft?

Anstaltsvater: Dort, jene Buben mit den weißblauen Anstaltsmützen und der uniformen Bluse; ich bin so frei; ich erlaube mir einzutreten.

Torwart: Ganz wohl; aber sagen Sie mir bitte erst noch: Sie haben doch auch eigene Kinder? Wenn ich mich recht erinnere, als Sie damals mit den blauweißen Zöglingen zum Zirkus Hagenbeck und später zum Panorama gingen, da hatten Sie die eigenen auch unter der Schar gehabt und gratis mit den andern hineingeschmuggelt?

Anstaltsvater: Verzeihung, lieber Herr Schlüsselwart, alle Achtung vor Ihrem scharfen Auge, man meint, Sie wären auch einmal Anstaltsvorsteher gewesen; Sie fragen nach meinen eigenen Kindern; ja die habe ich wieder einmal total vergessen, auf den Himmelsweg einzuladen, wirklich nur vergessen. Sie sind aber so klug, sie werden die Bahn gewiß von selber finden. Ich weiß wirklich momentan nicht, wo sie sind. Es ist aber bestimmt anzunehmen, daß sie bald nachkommen werden.

Torwart: Mit Verlaub, ich sehe nichts hinterdrein kommen, selbst nicht mit meinem 16fachen Zeiß. Ich möchte ihm aber dringend anraten, lieber Anstaltshirte, lasse er seine Neunundneunzig stehen mit den blauweiß geränderten Mützen. Ich will sie in Obhut nehmen, und suche er seine leibeigenen Schäflein, bis er sie finde. Ein guter Hirte kennet seine Schafe und weiß, wo sie sind. . . . Tableau!!

Das, liebe Freunde, ist der schon mehrfach bereitgestellt gewesene Reservewagen des Versammlungszuges für den Fall, daß die Umstände es erlauben, ihn anzuhängen. Nun ist es ja möglich geworden, und ich sitze munter in der Kabuse des Beiwagens und lasse als Friedensgruß im wilden Kriegsmeer meine Stimme erschallen. Dort draußen aber ist's fürchterlich. Allein unser Herr im Himmel ist größer als die Wasservogel. Ihm befehlen wir unsere Häuser an, unsere Zöglinge und die, welche wir soeben recht weit vorn hingestellt haben für einmal, unsere lieben eigenen Kinder, denen gewiß indessen die Ohren läuten, wenn so über sie losgezogen wird.